

siedelte und in der Folgezeit zu der westfälischen Freiin in herzliche Beziehungen trat. Philippa ließ sich kurz vor Annettes Tod in die katholische Kirche aufnehmen, kehrte 1858 nach London zurück und starb 1917 im hohen Alter von 93 Jahren.

Ulois Stockmann S. J.

### „Werdegang eines Europäers“

ist der Untertitel eines in vielen Beziehungen bedeutungsvollen Romanes<sup>1</sup>. Die Dichtung ist von mehr als durchschnittlichem literarischem Wert, sie tritt mit Mut und Geist für die friedliche Einigung Europas ein, sie ist vor allem selbst ein lebendiger Erweis der Realisierbarkeit dieses Ideals. Dies letzte nicht bloß durch die mit schöpferischer Phantasie lebensvoll gestalteten Menschen und Schicksale, sondern durch die Tat des Dichters selbst: „Dome im Feuer“ sind das in deutscher Sprache geschaffene Werk eines geborenen Franzosen, der in diesem Werk die Vermählung französischer und deutscher Geistes nicht nur dichtet, sondern lebt. Das Vorwort, das er dem Roman vorausschickt, gehört wesentlich zum Ganzen; es verrät in etwa, wer sich unter dem Decknamen Heinrich Herm birgt. „Der Verfasser des vorliegenden Buches, seit Jahren ein Schweizer und ordentlicher Professor der Rechte an einer Schweizer Universität, wurde als Franzose in Frankreich geboren und hat historische Werke in französischer Sprache geschrieben. Mit der englischen Sprache, mit englischem Leben frühzeitig vertraut, konnte er bis in den Anfang seiner zwanziger Jahre kein deutsches Wort. Doch schon im Gymnasium, in der Zeit, da die Schüler einander homerische Schlachten für und gegen Dreyfus lieferten, hatte er Goethe und Wagner (als Dichter) entdeckt. Ifoldens Braut- und Todesfahrt und die Begegnung Fausts und Helenas wollte er im Urtext lesen und schwur sich, diese Verse einmal wie ein Deutscher empfinden zu können. Das erste deutsche Wort richtete

er an einen Emdener Posten draußen auf der Nordsee. Dann kam Lübecks gotischer Zauber, das Leben auf einem Schloß in Estland, auf dem Vorposten des Deutschtums, und endlich die Poesie und Anmut des Rheins. Im August 1914, als der Weltkrieg ausbrach, heiratete er in Deutschland eine Deutsche. Ebenso wenig wie auf Frankreich und England konnte er, wollte er auf Deutschland und seine Kultur verzichten. Aus seinem Schmerz und seinem Zorn ist dies Werk in langjähriger Arbeit entstanden, in der Schweiz entstanden, auf deren Boden seit Jahrhunderten Franzosen von Lausanne, Deutsche von Zürich und Italiener von Lugano in friedlichem Bunde leben.“ Die Angaben des Roman-Vorwortes bestätigt und erweitert Universitätsprofessor Wilhelm Dehl, der uns Rouen als Vaterstadt des Dichters und Freiburg in der Schweiz als Stätte seines jetzigen Wirkens kennen lehrt<sup>1</sup>. Aus deutschfeindlichem Vaterhaus habe Heinrich Herm den Weg zum Herzen des deutschen Volkes gefunden, aus Skepsis habe er sich zum Glauben emporgerungen und arbeite jetzt an der katholisch-übernationalen Zusammenfassung französischer und deutscher Kultur.

Ein wertvoller Beitrag zur Verwirklichung dieser Bestrebungen ist der Roman „Dome im Feuer“. Der Titel deutet Sinn und Begründung der Dichtung symbolisch an: Kunst und Kultur, Gotteskindschaft und Gottesdienst verbinden die Völker, die einende Kraft ist aber bedroht durch das zerstörende Kriegsfeuer nationalistischer Eigensucht und Gehässigkeit.

Der Mensch, in dessen Leben diese Idee sich verwirklicht, ist Charli, der Sohn des französischen Reeders Louis Varangue. Innere Anlage, äußere Umgebung und Schickung bestimmen seine Entwicklung zum guten Europäer. Offener Blick und rücksichtslose Selbständigkeit bewahren ihn davor, in den chauvinistischen Vorurteilen und dem suggestiven Zwang der Umwelt gefangen zu bleiben. Mit dem scharfen Auge des Malers sieht er die landschaftliche Eigenart, Schöpfungen der Kunst, Erscheinung und Gebaren der Menschen,

<sup>1</sup> Dome im Feuer. Werdegang eines Europäers. Roman von Heinrich Herm. 8° (487 S.) Berlin 1926, G. Grote. M 5.50, geb. 7.50

<sup>1</sup> „Schönere Zukunft“ 2 (1927) 316-337.

gleichgültig ob diese Dinge diesseits oder jenseits der politischen Grenzen sich finden. Geht es ihm auch vorab um ästhetische Werte, so dringt sein Blick doch auch tiefer durch den Schein zum seelischen, zum ethischen und religiösen Sein. Zu der unparteilichen Beobachtungsgabe gesellt sich die Energie der praktischen Stellungnahme. Ihm, der von Jugend auf als Reedersohn mit Meer und Schiff vertraut ist, schwebt als Ideal vor: Captain of his soul, er selbst will sein Lebensschiff führen; nicht die Macht der Umwelt, nicht der Rausch der Triebe soll die Fahrt bestimmen. Gegen den Willen des Vaters setzt er es durch, daß er sich als Maler ausbildet.

Ist Charli so durch die Berufswahl in scharfen Gegensatz zum Vater geraten, schärft dies seinen Blick für dessen fanatischen Nationalismus. Der Schmerz um die verlorenen Provinzen, der ständige Gedanke an Revanche und die Gewinnung der Rheingrenze steigert sich zu krankhaftem Haß alles Deutschen, ja im Grunde alles Nichtfranzösischen. Er empfindet es als Sünde gegen die Grundsätze seines Lebens, mit Deutschen als Gast am selben Tische zu sitzen. Der erste Anblick des Kölner Doms entlockt ihm die Worte: „Das Denkmal der preussischen Hoffart am Rhein.“ Am peinlichsten wirkt es, wenn Louis Barangue seinen jansenistisch gefärbten Katholizismus mit dem politischen Preußenhaß verquickt. Gibt so der Vater als abstoßender Pol Charlis Entwicklung zum übernationalen Europäer einen Anstoß, so ist der Einfluß seines Großvaters mütterlicher Seite, des Rechtsgelehrten Yves le Galudec, positiver Art. Er begünstigt Charlis Studienreise nach Deutschland. „Braucht viel Luft aus allen Windrichtungen; wird was Lüchtiges“, erklärt der alte Breitone in seiner kategorischen Sprechweise. Da der Vater den aus der Art schlagenden Sohn verstoßt, bestreitet der Großvater die Kosten der Ausbildung Charlis. Dabei sorgt er, daß der Enkel nicht die Verbindung mit der französischen Heimat verliert; er fürchtet, daß Charli sich entwurzle. Sterbend schickt er ihn nach Paris: „Kein Deutscher, ein Le Galudec! Geh nach Paris! In Voltaires

Stadt wirst klar sehen. . . . Fähr die deutsche Braut nach Paris! Ein Menschheitskünstler!“ — Neben dem Einfluß des Vaters und Großvaters tritt derjenige der frommen, weichen Mutter ganz zurück. Durch den Besuch des staatlichen Gymnasiums geht ihm sogar die Frucht ihrer religiösen Erziehung verloren, so daß sich seine religiösen Anschauungen den voltairianischen seines Großvaters nähern. — Wichtig wird für Charlis Entwicklung die Berührung mit der Familie Hoffmann, die durch die schwedische Frau seines Onkels vermittelt wird. So kommt er schon als Kind mit dem gleichaltrigen Otto Hoffmann aus Köln zusammen und ist maßlos erstaunt, daß das ein Preuße sein soll. „Das muß Papa erfahren, man hat ihn betrogen: Ein Preuße kann gut sein. Wir haben Rutsche gespielt, und Otto war die ganze Zeit das Pferd!“

Die Bekanntschaft mit der Familie Hoffmann motiviert die Reise nach Köln; auf rheinischem Boden lernt Charli deutsches Land und deutsches Volk kennen und lieben. Seine Freundschaft mit Otto dehnt sich auf dessen Vaterland aus. Die Schönheit der Landschaft entzückt sein Malerauge. Er ist trunken von Begeisterung für den Rhein, „den deutschen Rhein, in dessen keimschwerem Gewässer sich Firne und Dome, Hochöfen und Schloten spiegeln, für den Strom, der einen Goethe zeugte und die feurigen Neben des herzenswärmsten aller Weine bis ins Bereich der Nordischen See mit seinem Saft ernährt.“ Der Dom macht ihm Köln zur zweiten Heimat, er wird nicht müde, immer neue Reize und Stimmungen zu entdecken und mit Stift und Pinsel festzuhalten. Deutsche Dichtung hatte er schon in Frankreich durch Otto schätzen gelernt; in der tiefen, ruhigen Stimme Ottos lag Andacht, wenn er Verse von Goethe, Mörike und Eichendorff sprach. In Deutschland erschließt ihm das Volkslied das deutsche Gemüt; der Gesang im Dom, der Chor trinkfester Studenten packt ihn seltsam. In zwei Gestalten tritt dem Schönheitsdurstigen, Heißblütigen der Liebreiz der deutschen Frau entgegen: in der reifen Schönheit der hochintelligenten, lebensstüchtigen, aber sittlich schwachen Gertha und in der

kindlich-jungfräulichen Liebllichkeit der nicht übermäßig gescheitern, aber hochherzigen und tiefreligiösen Elfriede. Nur zu begreiflich, daß er sich in Gertha verliebt. Wohl denkt er an Heirat; aber da die Möglichkeit zur Eheschließung fehlt, entspinnt sich ein langjähriges Liebesverhältnis, das in seiner ethischen Verwerflichkeit deutlich gebrandmarkt wird. Diese Episode schien dem Dichter nötig, um den von aller Schönheit leicht entflammbar Charakter Charlis zu zeichnen, dessen sittliche Anschauungen der Klarheit und religiösen Vertiefung entbehren. Aus demselben Grund läßt Herm — bedauerlicherweise — seinen Helden auch an einem französischen Mädchen schuldig werden, einem raffigen, edlen Menschenkind, das in einer schwachen Stunde der Leidenschaft des bewundernden Malerkollegen zum Opfer fällt. Der gute Genius Charlis wird Elfriede, die seine Werbung erst erhört, als Gertha, die sich von Charli getrennt, eine Ehe eingegangen ist. Sie ergänzt den ästhetisch-kulturellen übernationalen Pazifismus Charlis nach der ethisch-religiösen Seite hin. Freilich gewinnt auch sie ihren ersten Einfluß auf die Malerseele durch künstlerische Inspiration. „Gegen den Grund des sommermüden Purpurwaldes steht die Mlabasterstatue der Jungfräulichkeit. Für Minerva zu lieblich, jung und gemütreich, für Diana zu sanft und träumerisch, nicht streng und starr wie Vesta... Maria, die zarte Knospe aus königlichem Prophetenstamm, Maria am Vorabend der Verkündigung.“ So erscheint sie von allem Zufälligen gelöst seiner umschaffenden Phantasie. Neben Gertha, die naturhafte, spielerische Genußfreude des Rheinlands, die trunkenen Gewissensschranken übertanzt, tritt Elfriede als sittlich lautere und gemütsstiefe, innig fromme und mildtätige Verkörperung rheinischer Religiosität. Aus katholischem Glaubensleben wächst ihre übernationale Gesinnung, die sie in Widerspruch zu ihrem nationalistisch alldeutsch gerichteten Vater bringt. „Wir alle sind ein Brot, ein Leib, die an dem einen Brote teilnehmen“, damit begründet sie die Bereitschaft, als Charlis Gattin Französin zu werden. Aus einer fast übermenschlichen Unparteilichkeit und

Gewissenhaftigkeit heraus verlangt sie bei Ausbruch des Weltkriegs, der die eben Vermählten in der Schweiz überrascht, daß Charli sich in Frankreich zum Waffendienst stelle. Wo Recht und Unrecht sei, könne er und sie nicht entscheiden; drum gebühre dem Volk, das ihm das physische Leben schenkte, dieses Leben, da der Bestand seines Vaterlandes in Frage gestellt sei.

Freilich, bis Charli sich zu solcher Höhe durchringt, auf der die Grundsätze katholischen Glaubens und katholischer Moral die Liebe zum eigenen Volk mit übernationaler Menschenliebe vereinigen, hat es gute Weile. „In Deutschland habe ich gelernt zu lieben, am Rhein. Ohne den deutschen Rhein und seine Menschen kann ich ebensowenig Ich werden, wie ohne die Seine und unser nordisches Meer... Deutsche Liebe und deutsche Inspiration brauche ich zu meinem Werk... Darf ich auf die Kunst und meine Liebe, darf ich auf mich selbst verzichten?... Auf nichts verzichte ich. Deutsch und französisch will ich sprechen und malen.“ Damit sind die ganz auf das Ich gestellten Beweggründe seiner übernationalen Gesinnung ausgesprochen. Sogar sein Entschluß, gegen die nationalengenen Parteien Europas, die des Präventiv- und Revanchekriegs, mit aller Kraft zu kämpfen, wurzelt in diesem Boden. Aber seine Versuche, von Frankreich aus — schon vor dem Weltkrieg — einem europäischen Staatenbund den Weg zu bereiten, scheitern. Ein neues Europa schwebt ihm vor, „eine Eidgenossenschaft selbständiger Nationen ohne die unbeschränkte Souveränität des Mordes“. Muster ist der schweizerische Bund. „Franzosen! Ihr seid das feste Lau, das die europäische Garbe zusammenbindet... Reichet den Preußen die Hand zum Bundeschwur und bleibt Europa treu, bis zum Verzicht auf eure Rache treu, Europas Eidgenossen!“ Aber nicht bei den Sozialisten, noch weniger bei dem Dichter-Philosophen, dem Vertreter der Bourgeoisie, findet sein Ruf den erhofften Widerhall.

Im Weltkrieg schaut Charli mit körperlichen Augen die Schrecken, die ihn seine Künstlerphantasie schon längst hat ahnen lassen, im Weltkrieg wird ihm auch das

Auge für Christus, den Gottmenschen und Heiland der Welt, aufgetan. Eine Weihnachtswacht im Schützengraben rückt beides in schmerzhaftem Kontrast nebeneinander. Unter dem Dröhnen des Artilleriekampfes hat er zum Neuen Testament gegriffen; die Gestalt Jesu erscheint ihm in malerischer Vision. „Unter der sinkenden Sonne wogt flimmernd der Seegang, Jesus aber kommt über das Meer hingewandelt. Sein Kleid leuchtet wie Firnneis, die Linke hält den windgebauchten Mantel, dessen Purpur im Golde des Abends glüht. Er schreitet auf dem hellgrünen Smaragd des Wellenhauptes, unter seinen Füßen beißen bleiche Schlangen einander tot. Dunkle Strahlen umflattern das hagere Prophetenantlitz. Die starke, schwielige Rechte, die in Nazareth gezimmert hat, zeigt gebieterisch nach dem Horizont, an dem ein undurchsichtig silbrig graues Gespinnst von Hagel und Gift hinzieht.“ Mitten in dies halb ästhetische, halb religiöse Beschauen hinein schlägt der Treffer einer Granate. „Ein verheerender Ausbruch rötlich grünen Feuers, ein Krachen... Er fand sich wieder in einer warmen, klebrigen Flüssigkeit kriechend. Schreie, Flüche, Stöhnen und Röcheln um ihn herum... Hier ein aufgespaltenere Schädel, hautlos, mit noch pochenden Adern. Als er eine Schaufel holte, wurden seine Füße von einem weichen, elastischen Band umstrickt: aus der Bauchhöhle abgehaspelt Gedärm... Stille Nacht, heilige Nacht.“ Noch schwere Kämpfe braucht es, bis Charli von pantheistischer Naturanbetung zum persönlichen Gott und zu Christus sich hinfindet. Das letzte Ringen ist in die Worte gefaßt: „Welcher der beiden führt mich tiefer in die Wesenheit der Welt hinein, Pan oder Christus? Pan, lebendiges All, Meer, Himmel und Erde, Gestaltenschöpfer und Verehrer, du bist, zeugst und wirkst mit Macht! Ich fühle dich durch alle meine Fasern, in dir lebe ich, und du lebst in mir. Eine deiner Schaumbblasen bin ich, in der du deiner selbst bewußt geworden, dich bespiegelst. Du spielst mit mir und ich mit dir... Falsch, doppelt falsch! Ich bin keine verantwortungslose Blase! Und der enge Spiegel meines Bewußtseins könnte dem Meer genügen!

Groß und tief ist die Seele des Meeres, des ewig wallenden Meeres. Liebst du mich, Meeres- und Himmelsee? Liebst du mich, der dich ahnend liebt? Fliege ich durch den Tod zu dir hinüber? Darf ich bewußt aus deiner unendlichen Schönheit ewig trinken? ... Ja, Christus ist das Wort deines innersten Liebesdenkens. Er winkt mir von der bunten Oberfläche in die schaurige Tiefe hinter dem Horizont nach der fließenden Quelle aller Meere hinab...“ Das Meer hat dem Maler-Seefahrer seinen schöpferischen Urquell, den persönlichen Gott, geöffnetbart, und er hat Christus als den Weg zu Gott erkannt. Zum ersten Mal seit zwanzig Jahren segnet er sich mit dem Kreuzzeichen, das ihn die Mutter gelehrt.

Mit der Rückkehr zum Glauben opfert er auch seine abgöttische Hochschätzung der Kunst: nach dem Tode des Vaters übernimmt er die Leitung der Reederei. „Christus hat weder gedichtet noch gemalt. Transiit benefaciendo!“ Das Wohltun, das er vor allem im Sinne hat, ist die Befriedung Europas. Nicht mehr auf politischem Wege, sondern durch völkerverbindende Arbeit im Geiste der übernationalen Kirche. Freilich steht der Klerus seinen Bemühungen kühl und ablehnend gegenüber. Zur Segnung eines neuen in Deutschland erbauten Schiffes, das unter dem Namen „Jean Jaurès“ die Verbindung mit Rußland aufnehmen soll, weigert sich die Geistlichkeit von Rouen zu erscheinen; ein alter Missionär aus China vollzieht die Weihe mit dem Stoßseufzer: „Gäbe es doch mehr Christen unter uns Katholiken!“ Charli aber betet aus tiefstem Herzen: „Christus, hilf uns, die wir an Werken des Friedens arbeiten! Laß mich nicht von deiner Kirche getrennt sein, der Hüterin des Schazes, der Verkünderin der Offenbarungen, die wir durch die Welt tragen wollen!“ An Charlis Seite wirkt in stiller caritativer Arbeit Elfriede. Schon geht langsam in Erfüllung, was ihr vorschwebt: „Es genügt, da zu sein, unermüdlich zu wirken und ein neues Geschlecht groß zu ziehen. Keine Politik! Ein Mensch zu den Menschen gehen. Die Liebe Christi versammelt uns in ein Volk, und er thront unter uns.

Unsere Kinder werden glücklicher als wir.“ —

So vollendet sich der Werdegang eines Europäers, eines Franzosen, der zum guten Europäer wird. Ohne die guten Eigenschaften des eigenen Volkes deshalb weniger zu lieben, lernt er das Nachbarvolk schätzen. Von da ist der Schritt zum europäischen Solidaritätsgefühl eine Selbstverständlichkeit — wenn wie bei Charli die Rücksichten materiellen Erwerbs ausgeschaltet sind. Kenntnis der fremden Sprache, der fremden Kunst und Kultur, persönliche Bekanntschaft und inniger Verkehr mit Angehörigen des fremden Volkes bahnen eine Annäherung an, die zur Freundschaft wird. Freilich reichen die rein natürlichen Mittel, mögen sie nun moralischer oder politischer Natur sein, kaum aus, diese Entwicklung zum Europäertum in weiterem Umfang zu verwirklichen. Um so mehr Grund, die völkerverbindende Kraft des Christentums, der Kirche nicht zu verachten. Diese erstreckt sich aber über Europa hinaus, sie umfaßt die ganze Menschheit. Und hier hat das Buch eine Grenze, einen Mangel. Die Solidarität Europas muß zur Solidarität der Menschheit werden, sonst ist das Europa überwölbende Spitzbogenreich der Dome doch wieder vom Feuer bedroht, vom Feuer eines Kampfes zwischen Europa und Nicht-Europa.

Vieles in dem Werdegang dieses Europäers — auch abgesehen von sittlichen Entgleisungen — kann nicht typisch für die Allgemeinheit sein. Nicht jeder kann Sprache, Kunst und Kultur auch nur eines fremden Landes bis zur vollkommenen Einfühlung sich aneignen; noch geringer ist die Zahl derer, die jahrelang im Ausland leben und persönliche Verbindungen anknüpfen können. Dies bleibt wenigen vorbehalten, die zur Führerschaft auf dem Wege zur gegenseitigen Annäherung und Verständigung der Völker berufen sind. Der tiefste und höchste Antrieb dieses Bemühens ist indes allen zugänglich: die Religion, die aus den ersten Urgründen und letzten Sehnsuchtszielen die Völkerveröhnung predigt. Freilich dürfen die Vertreter der Religion, die Priester der

Kirche, nicht so weit von ihrem Berufe abfallen, daß sie, wie Charli es schmerzlich erleben muß, den Vater aller Völker zum Nationalgott ihres Landes und zum Kriegsgötzen ihrer Heerscharen machen. Es ist das Gesetz jeder wahren Religiosität, der Geist Christi und Mahnung seiner Kirche, daß Gerechtigkeit und Liebe, wie zwischen den einzelnen Menschen, so auch von Volk zu Volk zu walten hat. Bei allem berechtigten Mißtrauen in die menschliche Natur, bei aller Vorsicht und Voraussicht, daß die selbsttätigen Triebe der Einzelnen wie der Völker die geistigen Impulse zur Solidarität überwuchern werden, muß doch diese sittliche Forderung wie jede andere immer wieder erhoben, muß an ihrer Erfüllung ernstlich gearbeitet werden.

Die Dichtung „Dome im Feuer“ ist ein Arbeiten in diesem Sinne. Hier ist das Seltene verwirklicht, daß Idee und Leben Kunst geworden sind. Nicht ein zufälliges Menschenleben ist in der Spiegelung des Romans zu ästhetischem Spiel verklärt, sondern über dem Ganzen steht mit dem Licht der Wahrheit und der Glut sittlicher Forderung ein Ideal, das Ideal der Menschenliebe, die von dem Gottmenschen über alle Grenzen natürlichen Ahnens und Könnens hinaufgetragen ist, ein Ideal, das seine Verwirklichung auch im Völkerleben heischt. — Aber der Roman ist auch nicht reine Ideendichtung, in der künstlerische Phantasie das Geistige sinnlich veranschaulicht und mit Stimmung erfüllt, sondern ein wirkliches Menschenleben in seiner ganzen Konkretheit geht als Farbe und Blutwärme in das Werk ein. Selbst die Sprache, die leuchtend und bunt nie den Deutschen stößt, wenn sie auch bisweilen den Franzosen ahnen läßt, ist mehr noch lebendige Tat als ästhetische Form.

Herm hat wirklich Ernst gemacht mit der Forderung, die er am Schluß des Vorworts ausspricht: „Was ist der Mensch einem Werk des Friedens und der Liebe schuldig? Sein Alles, Körper und Seele, seinen Verstand und seine Kunst; denn Gott, von dem er alles empfangen, darf er nichts verweigern.“

Sigmund Stang S. J.